

Sonntag, 21. 10.

Es ist ausgesprochen regnerisches Wetter und gießt in Strömen, was in Beijing selten vorkommt. Ich bleibe erst mal im Hotel, weil ich keinen funktionsfähigen Schirm habe. Der mitgebrachte Knirps ist dem ersten heftigen Wind zum Opfer gefallen; zwei „Streben“ sind gebrochen, so dass er nur noch eine kleine Fläche abdeckt. So gegen drei Uhr wird es mir dann zu dumm, weil ich ein paar wichtige Unterlagen fürs Datenschutzrecht in der Uni habe. Das Hotel verfügt über eigene sehr große Schirme, die man sich unentgeltlich ausleihen kann. Das hätte ich schon früher machen können.

In der Uni ist niemand; offensichtlich sind alle bei ihren Familien. Die Studenten haben einen Ausflug zur chinesischen Mauer gemacht – nicht gerade der beste Tag.

Um halb sieben kommen drei Studenten, ein männlicher (das erste Mal!) und zwei weibliche. Wir gehen in ein ganz in der Nähe gelegenes Hotpot-Restaurant, das sei bei der Kälte ganz gut. Chinesen würde sich so die nötige innere Wärme verschaffen.

Alle drei sind Parteimitglieder, was relativ schnell deutlich wird. Wir kommen nach längerem Small Talk erneut zu den „Berichten“, die man alle drei Monate schreiben müsse. Das werde aber nicht konsequent eingehalten. Es sei eine „Pflichtübung“ meinte der Mann, gerade wegen der Vorbilder im Internet, „there is no heart in it“. Ich erzähle ihnen wie den andern gestern Abend die Geschichte mit den amerikanischen Gefangenen, die sie nicht kennen. Das sei genau die gleiche Methode wie bei den Berichten, meinen sie. Ob das eine chinesische Tradition sei, will ich wissen, denn es ist m. E. unwahrscheinlich, dass man kurz nach der Revolution eine solche psychologische Praxis entwickelt hätte; damals sei es darauf angekommen, ein „Kämpfer“ zu sein, dazu zu gehören und beim Aufbau eines neuen China mitzuwirken. Da sei alles noch sehr improvisiert gewesen. Das bestätigen sie, aber irgendwelche Informationen über ein überkommenes Verhaltensmuster haben sie nicht.

Das chinesische Ansehen im Ausland. Auch bei den Gästen heute Abend herrscht der Eindruck vor, dass eben immer nur über Negatives berichtet werde. Ich erinnere an eine Reportage über eine Stadt in der Inneren Mongolei, die förmlich aus dem Boden gestampft worden sei, nur habe es kaum Bewohner gegeben. Da sei schon was dran, meinten sie, es sei zur Hälfte wahr. Man wolle nicht in die Westprovinzen oder in andere weniger entwickelte

Teile Chinas gehen. Was seien die Gründe, wollte ich wissen, denn man habe doch eine Reihe von Vergünstigungen. Das Warenangebot sei schlechter, meinten sie, man bekomme z. B. kein frisches Obst. Das sei ein Nachteil, gewiss, aber die Preise seien auch niedriger und man verdiene u. U. sogar mehr, meinte ich. Ja, das sei richtig, aber dann gebe es ja noch die Familie. Ein junges Paar müsse in der Regel für vier Eltern sorgen, das sei aus der Ferne ziemlich schwierig. Nun sind sie alle 21; bei ihnen und ihren ungefähren Altersgenossen ist die Elterngeneration so um die 50. Da ist in aller Regel noch keine Pflege angesagt, aber es wird einfach erwartet, dass das Kind da ist, die Eltern besucht und sich um sie kümmert. Das scheint der eigentliche Grund für die „Sesshaftigkeit“ zu sein. Wenn einzelne Chinesen im Ausland arbeiteten, seien dies Ausnahmen.

Wir kommen zur Ein-Kind-Politik. Eine der beiden Frauen hat einen Bruder, was damit zusammenhängt, dass sie in einem von Minderheiten bewohnten Gebiet aufgewachsen ist. Dort gilt die Ein-Kind-Regel nicht, und zwar nicht nur für die Angehörigen der Minderheit, sondern – was ich nicht wusste – generell. Wer sich über die Regel wegsetze, verliere seinen Job im öffentlichen Dienst und werde bestraft. Unternehmer könnten die Strafe bezahlen, die etwa 30.000 Yuan betrage. Das sei doch ungerecht, meinte ich, reiche Leute könnten mehr Kinder bekommen. Dass das ungerecht sei, meinten sie auch. Ich dachte im Stillen, wenn mein Sohn Peter und seine Ruth allein von ihrem eigenen Verdienst leben müssten, hätten sie vermutlich kaum mehr als ein Kind, was wirklich schade wäre. Die Ungerechtigkeit gibt es also auch bei uns.

Irgendwie kamen wir ein bisschen auf mein Interesse für die sozialistischen Länder zu sprechen. In den fünfziger Jahren sei das für mich eine „forbidden world“ gewesen, was sie in der Tat interessant gemacht hätte. Durch Zufall sei ich so mit 13 an ein Russisch-Lehrbuch gekommen und hätte mich in die Sprache eingelesen. Dann hätte ich eine Sprachzeitung bekommen, die die alternative Welt in recht schönen Farben malte. Ich berichte von meiner Reise nach Moskau – Sotschi und Kiew 1960, wie man auf den langen Zugfahrten mit allen möglichen Leuten gesprochen habe. 1988 sei ich wieder in Sotschi gewesen, fast an den gleichen Plätzen. Jetzt hätte alles was gekostet, es hätte eine gute Bar für die Dollar-Menschen, und eine schlechte für die Rubel-Menschen gegeben. Das Hotel sei im Brennpunkt einer Ellipse gebaut worden, weshalb man immer besonders viel Lärm abgekriegt habe. Ich erzähle von der Szene, dass sich kein Taxi gefunden habe, das eine Mutter mit einem Kind, das schlimme Ohrenschmerzen hatte, ins nahe Dagomys transportiert hätte, weil alle Fahrer

auf eine Tour ins 30 km entfernte Sotschi warteten. Schließlich habe der Parteisekretär einen rumgekriegt – nach ungefähr 45 Minuten Palaver. Das wäre 1960 alles undenkbar gewesen, wo ich nicht mal den Zug bezahlen durfte, weil sie meinten, so ein Ausländer sei ein Gast und von einem Gast verlange man nichts. Unerlaubt per Anhalter sei ich gefahren, hinten auf einem Lastwagen, um 1 Uhr mittags hätte mir dann bei 40 Grad der Fahrer einen Wodka angeboten. Den hatte ich abgelehnt und auch die angebotene Zigarette nicht geraucht – was denn mit mir los sei, wollte der wissen, ob ich mich wenigstens für Mädchen interessiere? Da kommt man ins Erzählen. Der Mann meinte, der Chef der KPdSU sei ein heimlicher Anhänger des Kapitalismus gewesen, dieser hätte sich schon vor 1989 durchgesetzt. Dies kann ich insofern bestätigen, als in einigen Republiken schon 1985 mehr Umsätze auf dem Schwarzen Markt als auf dem offiziellen Markt getätigt wurden.

Eine der beiden Frauen fragt, ob es richtig sei, dass man in Deutschland im Zug nicht mit anderen Reisenden rede; so hätte es ihnen Frau Wintermuth gesagt, die seit zehn Jahren vorwiegend in Deutschland ist. Ich kann es bestätigen. Das gelte auch fürs Flugzeug. Ich hätte mal auf dem Rückflug von Shanghai einen Manager kennen gelernt und wir hätten uns unheimlich gut unterhalten. Dann hätte sich ein Mensch aus der Reihe hinter uns beschwert, aber nicht direkt bei uns; er hätte sich vielmehr an die Stewardess gewandt und sie gebeten, uns zum Schweigen zu bringen, weil ihn der Lärm störe. „Ils sont fous, les allemands“ ist so etwas der Eindruck, den ich ungewollt vermittelte.

Wir kommen auf die Russen zurück und ich erzähle von einem Erlebnis Anfang 1995 in Kirgizstan. Wir saßen zu sechst zusammen, ich als einziger Ausländer. Und man sprach vom Komsomol, der Jugendorganisation der KPdSU (meine chinesischen Studenten kannten den Ausdruck nicht). Alle schwärmten irgendwie, wie schön das gewesen sei, wie viel man erlebt und wie viele Freundschaften man geschlossen habe. Ich wollte dann nach einiger Zeit wissen, wie viele Mitglieder der Komsomol gehabt habe. So etwa 40 bis 50 Millionen hieß es. Und als er verboten und aufgelöst wurde, habe da niemand die gute Organisation verteidigt? Man hätte sich ja einfach weiter treffen können. Das führte dann zu einem ziemlich bedrückten Schweigen. Der Sozialismus habe die Leute gerade dazu erzogen, sich nicht gegen das zu wenden, was von oben komme. Jede Selbstorganisation sei verpönt gewesen. Ob das anders sei in China? Sicher, hier ist man aufmüpfiger, aber so ganz ausgeschlossen wäre ein vergleichbares Verhalten nicht. Wir sind uns alle unschlüssig.

Warum schicken reiche Leute ihre Kinder ins Ausland, um dort zu studieren? Manchmal sei es so, dass der Sprössling die nervigen chinesischen Examina vermutlich nicht bestehen würde. So viel Vorbereitungsarbeit sei nicht jedermanns Sache. Da macht man lieber vom Recht auf freien Zugang zu westlichen Universitäten Gebrauch. Außerdem herrsche oft die Vorstellung, alles was der Westen mache, sei besser. Das könne man doch von den heutigen chinesischen Universitäten nicht mehr sagen, meine ich, was sie im Prinzip auch so sehen. Es sei aber immer noch so, dass man bei der Job-Suche besser dastehe, wenn man einen ausländischen Abschluss wie z. B. eine deutsche Promotion habe. Irgendwie ist auch Sozialprestige damit verbunden, wenn man in der Lage ist, seine Kinder im Ausland studieren zu lassen.

Wie das Verhältnis zu den chinesischen Professoren sei, will ich wissen („in undergraduate schools“ füge ich hinzu, um unsere Uni gleich mal auszuschließen). Das sei sehr unterschiedlich. Es gebe solche, zu denen man einen guten, oft auch sehr persönlichen Kontakt habe, wo man alles bespreche bis hin zu der Frage, ob der X ein „good guy“ sei, den man vielleicht mal heiraten könne. So hatte ich es mit Frau Liu an der Beijing Normal University erlebt (die Uni kennen sie alle drei), aber das sei keineswegs generell der Fall. Nach dem, was mir Libin Xie gestern erzählt hatte, könnte ich mir das „Liu-Modell“ auch nicht generell vorstellen.

Wie es mit dem Fachbereich weitergeht, weiß niemand mit Sicherheit. Ich beruhige sie, es werde auf alle Fälle einen chinesischen Master of international Law (oder etwas Ähnliches) geben, was sonst nur von der Zweigstelle der Peking-Universität in Shenzhen angeboten werde. Diese „School of Transnational Law“ war ihnen bekannt.

Das Bezahlen ist dieses Mal unproblematisch. Ich erzähle, dass ich am ersten Abend überlistet worden sei. Ja, meint der Mann, die betreffende Studentin fühle sich deshalb aber höchst unkomfortabel. Ich sagte, dafür bestehe überhaupt kein Grund, ich würde ihr das in keiner Weise übelnehmen. Und ich füge spontan und etwas unüberlegt hinzu „and she is a comrade“; einer Genossin nimmt man so was doch nicht krumm. Derlei Anerkennung der Parteimitgliedschaft scheint nicht sehr weit verbreitet zu sein; ich habe den Eindruck, dass sie alle drei ziemlich erstaunt sind.

Montag, 22. 10.

Ich habe heute (nur) zwei Stunden Zivilrecht zu halten. Es geht um subjektive Rechte, solche mit Vermögenswert und solche, die dem Persönlichkeitsschutz dienen. Bei den ersteren erzähle ich einiges über bewegliche und unbewegliche Sachen, aber die meisten wirtschaftlichen Werte hätte heute eine andere Form. Das sind Kontoforderungen (im weitesten Sinn) und anderes Geldvermögen. Auch auf gewerbliche Schutzrechte komme ich zu sprechen. Wie denn die Situation vor dem ersten deutschen Patentgesetz (nach meiner Erinnerung 1908) gewesen sei? Ja, da sei das Kopieren im Prinzip erlaubt gewesen, was der deutschen Wirtschaft im Verhältnis zur viel weiter entwickelten englischen sehr zustatten kam. Bei der Entwicklung von Software sei es ähnlich gewesen. Zunächst hätte man lediglich darauf verzichten müssen, eine „sklavische Nachahmung“ auf den Markt zu bringen, weil das unlauterer Wettbewerb gewesen sei. Dann sei 1985 die Anerkennung als Urheberrecht erfolgt, was den Gebrauch fremder Ideen aber auch nicht ausschließe. Erst in neuerer Zeit sei eine Kombination aus Software und gegenständlicher Technik patentfähig. Sie wundern sich alle ein wenig, aber wir diskutieren das peinliche Abschreiberthema nicht. Bei den Persönlichkeitsrechten viel Interesse an der Schmerzensgeldrechtsprechung.

Bei der Rechtsgeschäftslehre erkläre ich die ganzen Begrifflichkeiten. Man könne auch ohne den Begriff des Rechtsgeschäfts auskommen und einfach von der Willenserklärung ausgehen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hätte man auf die Entwicklung von Begrifflichkeiten besonders Wert gelegt (das war die Pandektistik, aber ich führe den Begriff nicht ein). Das sei häufig so, wenn man sich als Jurist nicht den wirklichen sozialen Problemen in der Gesellschaft zuwende. Ich hätte mal ein Lehrbuch des sowjetischen Arbeitsrechts von 1939 gelesen, als der Stalinismus auf seinem Höhepunkt war. Gut die Hälfte des Buches war mit der Frage ausgefüllt, ob das Arbeitsrecht denn nun zum öffentlichen oder privaten Recht zähle und wie seine interne Struktur beschaffen sei.

Als ich gerade die Willenserklärung „sezieren“ will, kommt die Pausenmusik und damit das Ende der Lehrveranstaltung. Viele Fragen wieder am Ende; es lässt sich aber alles relativ leicht beantworten. Da und dort hatte es auch Zwischenfragen während der Stunde gegeben, immerhin ein Fortschritt. Insgesamt haben die zwei Stunden Spaß gemacht.

Um 16 Uhr kommt im Auftrag von Frau Hao eine Studentin, um mich mit dem Taxi im Hotel abzuholen und zum Vortrag in den Downtown-Campus zu bringen. Ich soll ja im Rahmen einer Vorlesungsreihe für Studenten über Datenschutzrecht referieren. Vorher soll ein Abendessen mit der Professorin stattfinden, die dann als „discussant“ eine Art Gegenreferat halten soll. Im Taxi unterhalte ich mich mit der Studentin. Sie hat ihr Jurastudium an der Peking-Universität gemacht, wo die Unterbringung etwas besser war als jetzt an der China-EU School of Law. Um 12 Uhr wird die Eingangstüre zum Studentenwohnheim abgeschlossen und innen das Licht ausgemacht. Sie haben in ihrem Sechser-Zimmer aber auch eine, die nachts öfters bei ihrem Freund bleibt; das wird durchaus toleriert. Man frage auch nicht, wo sie heute Nacht gewesen sei. Ich lasse mir im Übrigen ein paar chinesische Vokabeln beibringen, es geht ganz gut.

Die Fahrt im Taxi geht viel schneller als geplant; keinerlei Stau, den man an sich eingeplant hatte. Wir schauen uns etwas das Gelände des Campus an. Im Erdgeschoss des großen Wohnheims hängt ein Poster mit meinem Bild und recht viel Text. Ich lasse mir dies und auch die anderen Plakate übersetzen und erklären, so kommen wir ganz gut über die Zeit. Im Restaurant erwartet uns eine zweite Studentin, die die Veranstaltung organisiert hat. Es ist ein kleines Zimmer reserviert und alsbald werden die Speisen (einschließlich Hühnerfüßen) aufgetragen. Wir warten erst mal auf Frau Hao, denn die Kollegin MitdiskutantIn kann leider aus Zeitgründen nicht kommen. Dann ruft Frau Hao an, sie komme später, wir sollen mal mit dem Essen anfangen. Man kennt sich ja, da sind die Förmlichkeiten nicht mehr so wichtig – so kann man es positiv interpretieren. Schließlich kommt sie und wir besprechen ein wenig den Vortrag.

Wir gehen dann vom Restaurant rüber in den Campus, viele Häuser aus den 50-er und 60-er Jahren. Der Vortrag findet in dem alten Hauptgebäude statt. Ich war vielleicht vor zehn Jahren schon mal dort, damals hatten sie gerade die Toiletten repariert, und es stank bestialisch. Auch dieses Mal nehme ich wieder diesen Geruch wahr, als wir über die Gänge gehen, nicht ganz so stark, aber immerhin. Der Vorlesungsraum hat vielleicht 30 Plätze; gut 20 Leute sind gekommen.

Nach kurzer chinesischer Einleitung durch Frau Hao rede ich auf der Grundlage der Powerpoint-Folien, die ich gegen meine Gewohnheit schon von Deutschland aus geschickt hatte. Die Studentin hat sie ins Chinesische übersetzt, was den Zuhörern die Arbeit erleichtert.

Es wird deshalb nicht alles, was ich sage, wörtlich übersetzt, nur bei den Beispielen, die ich anfüge, ist es wohl etwas anders. In der Diskussion dann ein wenig Verwunderung darüber, dass es sich um ein Rechtsgebiet handelt, das gleichermaßen öffentliches Recht wie Zivilrecht betrifft. Deshalb fühlt sich an der Uni auch niemand so recht zuständig. Die „DiskutantIn“, Prof. Wang, erweist sich als sehr freundlich und lobt mich dauernd, statt eine Gegenposition zu beziehen. In China sei es so, dass immer das öffentliche Interesse den Vorrang habe; es finde keine Prüfung am Maßstab des Verhältnismäßigkeitsprinzips statt. Mit der persönlichkeitsrechtlichen Konzeption sind sie einverstanden, auch dass der Datenschutz ein Spezialfall dazu sei. Das in Deutschland erschienene Buch von Wang Hao von der Renmin-Universität über „Privacy Protection in China“ ist unbekannt, ebenso sein Autor. Frau Ma hatte ich gebeten mitzukommen, doch fand zur gleichen Zeit für die Verwaltung wie für die Studenten des Changping-Campus eine Pflichtvorlesung statt: Der Polizeipräsident der Provinz Guizhou berichtete über die Behandlung von Drogenabhängigen und was man tue, um sie wieder in die Gesellschaft zu integrieren. Das müssen sich alle zu Gemüte führen, was so unvernünftig auch wieder nicht ist. Deshalb konnte sie nicht mitkommen.

Das Publikum war ziemlich zurückhaltend, nur eine Rückfrage nach der Sonderstellung der Presse im Datenschutz, die ich nicht angesprochen hatte. Sonst freundliches Zuhören und durch Kopfnicken ausgedrücktes Verständnis, auch mal ein Lächeln. Die Anwesenden waren nur zum Teil Studenten.

Die ganze Sache dauerte gut zwei Stunden. Ich bekam 2000 Yuan, also gut 200 Euro; ich kann also bei Einladungen noch mehr aus dem Vollen schöpfen. Auch Frau Hao bekam wegen der Vorbereitung 1.000 Yuan, ebenso die Studentin (ich sah es auf der Liste) – so freuen sich alle, und die Langnase ist wenigstens insoweit von Nutzen. Mit dem Taxi werde ich wieder nach Changping zurückgebracht; die Studentin, die mich abgeholt hatte, fährt mit, weil sie ja auf „meinem“ Campus wohnt. So etwa um 10 Uhr abends bin ich zu Hause. Die Stimme hat wegen einer aufziehenden Erkältung etwas gelitten, aber ich hoffe, dass ich morgen früh um 8 das Zivilrecht halten kann.

Dienstag, 23. 10.

Ich habe den Wecker gestellt, wache aber 10 Minuten früher auf. Kurz vor 7 Uhr ist der Frühstücksraum noch zu, ich gehe nochmals rauf und setze mich an den Computer. Zehn nach sieben ist dann alles wie gewohnt; es sind aber nur ganz wenige Leute beim Frühstück. Ich gehe direkt vom Hotel zum Vorlesungsraum. Die Stimme ist etwas belegt, aber es geht.

Die Willenserklärung wird erklärt, einschließlich der berühmten Trierer Weinversteigerung. Interesse findet das konkludente Verhalten und dass es Fälle gibt, in denen eine Willenserklärung auch stillschweigend erfolgen kann. Beim Zustandekommen von Verträgen kommt plötzlich Diskussion auf. Gleichzeitig drei bis vier Wortmeldungen. Was ist, wenn die Annahme zu spät kommt, wie ist es mit Änderungen im Vergleich zum Angebot, was ist eine *invitatio ad offerendum*? Da sind sie wieder, die offenbar unsterblichen alten Bekannten aus dem eigenen Jurastudium vor 50 Jahren. Das chinesische Recht weicht in einigen Punkten vom deutschen ab; die Materie ist ihnen allen wohl vertraut, sie können die neuen Informationen „andocken“. Nicht so sehr gilt das für den Vertrag kraft sozialtypischen Verhaltens, aber sie können die möglichen Argumente gut nachvollziehen. Interessant ein Beitrag, ob denn nicht bei einem in der Werbung gemachten Billig-Angebot, dem kein reales Angebot entspricht, nicht nur unlauterer Wettbewerb, sondern auch *culpa in contrahendo* vorliegt. Darauf waren wir damals nicht gekommen, doch ist es schwierig, einen Schaden nachzuweisen.

Am Ende wieder viele Fragen. Die nächste Veranstaltung beginnt nach zehn Minuten, und Prof. Zheng Yongliu, der ziemlich gut Deutsch spricht, meint, ich solle eine Sprechstunde einrichten (dann würde ich ihn nicht stören). Ich gehe zum Jian-Markt und finde dort auch die Apotheken-Abteilung. Ich entdecke das Medikament wieder, das mir das letzte Mal geholfen hat, doch wollen sie es mir nicht verkaufen. Ich insistiere aber und muss meinen Pass zeigen; die Nummer wird auf einer Liste notiert und dann bekomme ich das Ding doch.

In der Uni erzähle ich Frau Ma von diesem Erlebnis sowie von meinem Vortrag gestern Abend. Ihre Veranstaltung hat dreieinhalb Stunden gedauert; es sei interessant gewesen, aber viel zu lang. Sie beschafft mir einen beweglichen Heizkörper und in meinem Zimmer wird es ganz schön warm.

Ich bereite noch etwas die Datenschutzveranstaltung vor, weil mit den im Programm stehenden Stichwörtern nicht unbedingt drei Stunden ausgefüllt werden können. Daneben etwas E-Mail-Lektüre.

Ich beginne mit den datenschutzrechtlichen Begrifflichkeiten, nachdem die Grundsatzfragen ja schon behandelt sind. Schwierigkeiten macht im Prinzip nur die Abgrenzung Auftragsdatenverarbeitung – Funktionsauslagerung, aber es lässt sich auch bewerkstelligen. Interessant wird es dann erst in der zweiten Stunde mit Beispielen aus dem Strafprozessrecht. Ich behandle den verdeckten Ermittler und die Rasterfahndung. Verdeckte Ermittler gibt es auch in China, nur fehlen besondere Regeln über ihren Einsatz. Die Rasterfahndung macht direkt Spaß. Ich schildere den Fall aus den 70-er Jahren: In Hessen hatte man 300 Leute ermittelt, die ihre Stromrechnung bar bezahlten. Dann schaute man nach, wer von diesen Leuten auch nicht polizeilich gemeldet war, und das waren etwa 20. Die wurden dann genau beobachtet, und in der Tat fand man dabei einen gesuchten Terroristen. Nach dem 11. September wandte man dasselbe Verfahren mit den sog. Schläfern an: Zwischen 18 und 40 Jahren alt, arabischer Herkunft, keine Familie, geordnete finanzielle Verhältnisse und auch sonst keine sichtbar werdenden Schwierigkeiten. Da fand man dann 5000 Leute, und die konnte man nicht alle überwachen. Später hat das Bundesverfassungsgericht die ganze Aktion wegen Unverhältnismäßigkeit für verfassungswidrig erklärt. Was man doch den Amerikanern zuliebe nicht alles tut; es war absehbar, dass bei solchen Fragen nichts herauskommen konnte.

Dann in der dritten Stunde Fragen des Datenschutzes im Privatbereich. Das Fragerecht des Vermieters und des Arbeitgebers fand – ähnlich wie gestern Abend – großes Interesse. Insbesondere das Recht zur Lüge war neu, aber es lässt sich ja gut begründen, auch wenn einem das Wort für „Notwehr“ nicht einfällt. Dann habe ich den Einsatz von Privatdetektiven behandelt; die Parallele zu den verdeckten Ermittlern wurde trotz leicht suggestiver Fragestellung nicht gezogen. Dass der Arbeitgeber aber kein Staatsanwalt sein darf, wurde schon deutlich.

Insgesamt war's spannend; auch die Stimme hielt ganz gut durch. Ich ging zurück ins Dienstzimmer, machte mich dann auf ins Hotel. Unten am Eingang traf ich Frau Wintermuth, die mir ihren eben eingetroffenen Bruder vorstellte. Zum ersten Mal hatte ich Probleme, was zu sagen, aber wir führten ja keine längere Unterhaltung. Im Hotel aß ich dann eine Menge Obst, weil ich nicht unbedingt Abend Essen wollte. Die Stimme wurde immer schlechter; so

gegen 9 Uhr konnte ich nur noch krächzen. Das kommt sehr schnell. In Bremen ist es mal mitten in einer Lehrveranstaltung aufgetreten; von einem Moment auf den anderen war die Stimme weg. Hoffentlich wird's bald wieder besser.

Mittwoch, 24. 10.

Mit der Stimme ist es mies. Beim Frühstück braucht man sie ja nicht, aber in der Lehrveranstaltung schon. Ich ging in die Uni, traf auf dem Weg Fang Juan, der ich mein „Unglück“ erzählte. In der Uni selbst dann „Gespräch“ mit Frau Ma und Frau Zeng Binbin; ein krächzender Vogel ist geradezu laut im Vergleich zu mir. Sie waren auch der Auffassung, dass die Lehrveranstaltung ausfallen müsse. Schade, aber nicht zu ändern. Ich ging wieder zurück ins Hotel.

Ungefähr um halb drei kamen ein Student und drei Studentinnen und brachten mir Orangen und Äpfel. In meinem Hotelzimmer haben beim besten Willen keine fünf Leute Platz; auch konnte ich ja kaum mit ihnen reden. Ob ich einen Hund sehen wolle, fragte der Student. Ich schaute wohl ziemlich verwundert. Er drehte seinen Rucksack um und siehe da: In diesem befand sich ein kleiner Hund, vielleicht vierzig Zentimeter lang und höchst friedlich. Ich streichelte ihn ein bisschen. Das ist ganz schön dunkel in so einem Rucksack, und das Tier leistete erheblichen passiven Widerstand als es wieder in sein „Versteck“ rein sollte. Es war nicht rauszukriegen, wie der Hand im Normalzustand gehalten wurde; „artgerecht“ war der Rucksack jedenfalls nicht, auch wenn uns das Tier sicherlich viel Anlass zur Unterhaltung geboten hätte, wenn eine solche möglich gewesen wäre.

So gegen Abend entschlief ich mich, zu Wal Mart zu gehen, der das bei weiterem bessere Sortiment als der Jian Markt hat. Langsam, gewissermaßen im Schlenderschritt, gehe ich dorthin. Sie haben einen echten Orangensaft, ich kaufe zwei große Flaschen, dann Waffeln und auch Salzgebäck, ebenso abgepacktes Obst und ein Glas Honig. Auf dem Rückmarsch komme ich direkt ins Schwitzen und bin froh, mich im Hotel wieder gemütlich aufs Bett legen zu können.

Ich lese wie schon vorhin die „Einführung ins chinesische Recht“ von Frau Bu, nicht schlecht geschrieben und ganz informativ. Im Sachenrecht trifft man ungewöhnlich viele alte Bekannte bis hin zur Vormerkung wieder. Manchmal ist die Regelung nur rudimentär; weshalb man

einiges nicht regelte, obwohl das Problem auf der Hand lag, wird nicht klar. Die Kontroverse um den Eigentumsbegriff wird genannt, allerdings nicht der Prof. Gong von der Peking-Universität, der ersichtlich als altmodischer Hardliner gilt. Er hätte in Jugoslawien promoviert, hatte es im kleinen Kreis am Montagabend geheißen, und weil es Jugoslawien nicht mehr gebe, sei auch seine Uni verschwunden. Ich hatte ein wenig von Slowenien erzählt und dass die Unis keineswegs untergegangen seien. Aber es ist klar, dass er irgendwie eine „Unperson“ ist, obwohl er in der Arbeit von Frau Zinser mit durchaus vernünftigen Argumenten referiert wurde und nicht nur mit dem bekannten Spruch: „Man kann doch nicht den Stock des Bettlers und die Luxusvilla nach den gleichen Grundsätzen behandeln.“ Es gehört sich aber ersichtlich nicht, ihn zu zitieren, obwohl andere Protagonisten durchaus mit Namen genannt werden.

Das Abstraktionsprinzip ist nicht rezipiert worden, was Schwierigkeiten macht, wenn ein Nichtberechtigter verfügt: Bei uns ist das schuldrechtliche Geschäft in solchen Fällen immer wirksam, in China muss man das mit Mühe konstruieren. Der gutgläubige Erwerb greift ja nicht in allen Fällen ein.

In China gibt es ein extra Verbraucherschutzgesetz. Es wird bei Bu wenig behandelt. Immerhin erfährt man, dass der Verbraucher im Falle einer Täuschung nicht nur den Kaufpreis zurückbekommt, sondern das Zweifache. Das könnte man sich durchaus zum Vorbild nehmen.

Die AGB-Kontrolle existiert doch in erheblichem Umfang, wobei es allerdings kaum Verbote bestimmter, für die Gegenseite besonders nachteiliger Klauseln gibt.

Im Übrigen erweist sich das Buch auch als gutes Mittel zum Einschlafen.

Donnerstag, 25. 10.

Die Stimme ist ein klein wenig besser, aber immer noch weit entfernt vom Normalzustand. Nach dem Frühstück mache ich mich an die E-Mails; 15 Stück davon werden es bis zum frühen Nachmittag. So gegen 11 Uhr mache ich einen Spaziergang, damit in meiner Abwesenheit das Hotelzimmer gerichtet werden kann. Ich gehe in den Park, der auf der anderen Straßenseite liegt. Am Eingang verschiedene Hecken, die in Form eines Fisches

geschnitten sind. Aber nicht nur das: Die einzelnen Teile haben unterschiedliche Farben. Im Innern des Parks hat man dann verschiedene Figuren, wohl aus Kinderserien, die einen an Pinocchio erinnern. Da wächst dann plötzlich eine grüne Kappe oder da sind zwei braune Ohren – irgendwie kunstvoll gemacht. So ganz kann ich mir die Technik nicht erklären. Es hat relativ wenig Leute da, ein paar Rentner und Frauen mit einem Kind. In einem anderen Teil des Parks hat es eine Menge an Sportgeräten, wie man sie aus Fitnessstudios kennt. Sie stehen allen zur Verfügung, und einige Zeitgenossen machen auch Dehnungsübungen. Die Sonne scheint und ich drehe langsam ein paar Runden. Dann gehe ich weiter ins benachbarte Kaufhaus mit dem schönen Namen „golden five stars“. Ähnlich wie bei Wal Mart dienen die Verkaufsräume zugleich als Lager; in zweieinhalb Meter Höhe beginnen die nicht ausgepackten Vorräte.

Ich entdecke die Abteilung für Waschmaschinen. Die Preise bewegen sich von umgerechnet 200 bis 800 Euro. Siemens und Bosch sind deutlich hervorgehoben; als „deutsche Wertarbeit“ gehören sie ins obere Preissegment. Am billigsten ist Sanyo, das ja gerade von Panasonic gekauft wurde und wohl ziemlich aus dem letzten Loch pfeift. Eigentlich hätte ich gerne einen Löffel gekauft, und vielleicht auch ein Messer und eine Gabel, denn das wäre für meine Selbstversorgung besser als mein Schweizer Messer, aber es war nichts zu finden. Nach einer knappen Dreiviertelstunde bin ich wieder zurück im Hotel.

Frau Ma schreibt mir per Mail, sie würde mich gerne zum Arzt begleiten und dolmetschen. Wenn die Stimme morgen nicht fast wieder in Ordnung ist, werde ich davon wohl Gebrauch machen, weil ich sonst womöglich auch am nächsten Montag noch nicht einsatzfähig bin.

Freitag, 26.10.

Die Stimme ist nicht wirklich besser, und so gehe ich in die Uni, um von dort aus den Arzt aufzusuchen. Außerdem wollen sie meine Passnummer haben, denn Fang Liufang plant für nächste Woche einen Gerichtsbesuch und da muss man als Chinese seinen Personalausweis vorweisen und als Ausländer eine Genehmigung haben, die man nur auf der Grundlage des Passes kriegt.

Fang Juan, die ich auf dem Gang treffe, meint zunächst, ich solle in den Downtown Campus fahren, da gebe es Englisch sprechende Ärzte. Eine Stunde hin, eine zurück – das ist nicht

besonders förderlich, und Frau Ma würde ja für mich übersetzen. Ich bin dafür, hier in Changping zum Arzt zu gehen. Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder auf dem Campus oder ins Changpinger Krankenhaus. Da ich aber keine komplizierte, sondern eine ganz alltägliche Krankheit habe, bin ich für den Campus; dass Leute schwer erkältet sind, wird dort öfters mal vorkommen, und deshalb wissen sie auch, was zu tun ist.

Das Gebäude liegt direkt gegenüber; ein alter Kasten, so aus den sechziger Jahren, aber innen eine ganze Reihe bunter Plakate. Man muss für die Behandlung im Voraus bezahlen, einen halben Yuan, was ungefähr 5 Cent entspricht. Eine solche „Praxisgebühr“ lasse ich mir gefallen. Wir kommen ohne zu warten zu einer Ärztin – so um die 35, die entgegen allen Erwartungen ganz gut Englisch spricht. Am Anfang schaute sie ganz mürrisch, aber als sie merkte, dass sie mit mir Englisch reden kann, wachte sie richtig auf. Ich erzähle meine Krankengeschichte und dass ich halt ein Medikament brauche, um am Montag wieder richtig reden zu können. Ob ich Fieber hätte? Vielleicht ein bisschen. Sie holt ein Thermometer, den sie aus einer Umhüllung auspackt, und ich muss in der Achselhöhle Temperatur messen. Dafür sitzen wir zehn Minuten außen im Gang, ich habe aber normale 37 Grad. Dann Fortsetzung des Gesprächs. Sie will insbesondere wissen, wie alt ich sei, ob ich andere Krankheiten, insbesondere Allergien habe, schaut mir in den Hals, ja das sei eine „flu“. Das Medikament, das mir letztes Jahr geholfen hatte (ich hatte die Schachtel mit), hätten sie in der Klinik nicht; es sei weder gut noch schlecht. Viel schlafen solle ich (das kann ich leider nicht auf Befehl); die trockene Luft in Beijing würde vielen Leuten zu schaffen machen. Sie verschreibt mir am Computer insgesamt 4 Medikamente, davon ein westliches („xi yao“ wie man sagt, und sie freut sich über meinen chinesischen Brocken). Dann gehe ich mit Frau Ma vor zur Kasse und bezahle dort umgerechnet ungefähr 3 Euro. Gegenüber ist die Medikamentenausgabe – die Ärztin kommt noch mit einem weiteren Rezept, das mir einen Hustensaft verschafft. Irgendwie zeigt das alles eine Menge Engagement. Wenn ich Probleme hätte, könne ich gerne wiederkommen, sagt sie noch.

Die chinesischen Medikamente würden einander ergänzen, sagt mir Frau Ma. Vielleicht muss man die Patienten ja auch ein bisschen beschäftigen und auch die Überzeugung schaffen, dass das Ganze irgendwie hilft. Und außerdem ist es praktisch, dass man die Medikamente gleich mitnimmt und nicht zur Apotheke muss. Die Ärzte würden – so Frau Ma – relativ gut verdienen, aber im Vergleich zu ihrer Arbeitszeit sei es wenig. Manche hätte eine illegale Nebeneinnahme dadurch, dass sie im Interesse von Arzneimittelfirmen deren Produkte

verschreiben, aber wenn es rauskomme, sei man seinen Job los. Ob man als Patient manchmal auch privat den Arzt bezahlen müsse, wollte ich wissen, aber davon hatte sie nichts gehört. Niedergelassene Ärzte in unserem Sinn scheint es kaum zu geben; man ist immer irgendwie Teil einer medizinischen Station oder eines Krankenhauses.

Ich gehe wieder ins Hotel, schlafe so halb, nehme dann meine Medikamente und eine halbe Stunde später esse ich Ananas und Salzgebäck als „Mittagessen“. Dann Vorbereitung der nächsten Zivilrechtsveranstaltung; es geht um das ganze System der Leistungsstörungen, Hauptaufgabe bei der Vorbereitung ist die Reduktion der Komplexität und die Anpassung ans Englische. Bis zum Abendessen schaffe ich es bis auf einen kleinen Rest.

Yufei, meine frühere Chinesisch-Lehrerin ruft mich kurz nach 5 Uhr an. Sie ist von ihrem Jahresaufenthalt aus den USA zurück und wieder in der Bei Wai, um ihre Promotion abzuschließen. Sie hätte sich eigentlich mit mir am Wochenende treffen wollen, aber sie sagt von sich aus, wegen meiner Erkältung sei es wohl sinnvoll, das um eine Woche zu verschieben. Es geht ihr ersichtlich gut; sie war gerne in New York, doch würden alle Leute sagen, sie hätte sich in diesem Jahr überhaupt nicht verändert.